

Sehr viel Schnee lag, aber die Sonne schien, und es tropfte ein bißchen von den Dächern. Mit offenen Lastwagen wurden wir mit unseren Sachen zu den Häusern gefahren, die ca. 2 km vom Bahnhof entfernt waren. An der Straße winkten uns deutsche Kriegsgefangene zu, die dort im Wald arbeiteten. Wir wurden zusammen mit den anderen Ingenieursfamilien in einem großen „Steinhaus“ untergebracht, während einige Techniker in primitiven Holzhäusern wohnen mußten. Wir bekamen zusammen mit Familie Legler (zwei Kinder) und Familie Timm (ein Kind) eine Dreizimmerwohnung. Da unsere Oma auch mit war, erhielten wir das größte Zimmer. Die große Küche benutzten wir gemeinsam, wozu wir sehr gut unseren Küchenherd aus Tannwald gebrauchen konnten. Wir kochten darauf zusammen mit Frau Legler. Frau Timm hatte den großen russischen Backsteinherd zur Verfügung, der allerdings nur eine Kochstelle besaß. In der Wohnung gab es einen einigermaßen großen Flur, ein Innenklo und sogar ein Badezimmer, aber das war leer, nur die Anschlüsse ragten aus der Wand. Davor war ein kleiner Balkon mit einer Feuerleiter. Da durfte man jedoch nichts aufbewahren, das wurde gestohlen. In der ersten Nacht hatten Zschaus ein Kinderstühlchen hinausgestellt, das war am Morgen weg. Auch den Boden konnten wir nicht benutzen, was wir anfangs nicht wußten. Wir hatten eine alte Holztruhe hinaufgebracht, für die es in der Wohnung keinen Platz gab. Ein paar Tage später hörten wir, daß jemand auf dem Boden Holz hackte, ahnten aber nicht, daß das unsere Truhe war. Das sahen wir erst später, als an der Stelle nur ein paar Holzsplitter und das große, alte Schloß auf dem Boden lagen. Sicherlich hatten „Maltschiks“ die Truhe zerhackt und als Feuerholz verkauft.

Maltschiks waren halbwüchsige Jungen, die in Arbeitslagern lebten und wohl sehr wenig Geld hatten. Sie stahlen wie die Raben. Sicher, sie wurden schwer bestraft, wenn sie erwischt wurden. Aber sie wurden eben nicht erwischt, dafür sorgten sie schon.

Als wir zum Beispiel später in den Finnenhäusern wohnten, ist einem Kollegen folgendes passiert: Um die Grundstücke herum war jeweils ein Lattenzaun. Seiner hatte eine große Lücke, und er wollte ihn vervollständigen. Er fragte die Maltschiks (sie kamen fast täglich und wollten irgendetwas verkaufen), ob sie ihm Zaunlatten besorgen könnten. Ja, sie könnten. Einige

Tage später kamen sie nachts an mit dem Gewünschten. Der Kollege freute sich und bezahlte. Als es am nächsten Tag hell wurde, sah er, daß sein Zaun viel kürzer geworden war. Die Maltschiks hatten ihm seine eigenen Latten verkauft.

Als wir in die Wohnung einzogen, enttäuschten uns natürlich die beengten Wohnverhältnisse. Aber wir nahmen es mit Humor und waren erst einmal heilfroh, in einem festen, sogar zentralgeheizten Haus zu wohnen. Und was wir besonders schätzten, das war die Wasserleitung. Gleich am ersten Tag habe ich mich unter dem fließenden, eiskalten Wasser gründlich gewaschen, das war eine Wohltat! Nach drei Wochen Katzenwäsche!

Ich denke, die Russen wußten ganz genau, daß wir uns nach diesem Transport erst einmal damit zufriedengeben würden, wenn jede Familie ein Zimmer zur Verfügung hatte. Das sollte ja nur für den Anfang so sein, später würde alles besser. Im Versprechen waren sie groß, bloß mit dem Halten haperte es.

Unser Zimmer teilten wir mit dem Kleiderschrank und einem Vorhang. Dahinter standen unsere Betten und Gudruns Bettchen. Gleich wenn man ins Zimmer kam, sah man links Eßtisch und Stühle, rechts in der Ecke die Couch, auf der Oma schlief. Unseren blauen Teppich konnten wir nicht hinlegen, sondern haben ihn neben der Couch an die Wand gehängt.

Die Arbeit hatten wir uns ein bißchen aufgeteilt, Oma machte das Kochen und Backen und ich die anderen Sachen. Man half sich gegenseitig, aber so waren die Hauptgebiete verteilt. Wenn wir beide in der Küche zu tun hatten, war Gudrun natürlich auch mit da. Die ersten Monate lag sie in ihrem Kinderwagen und spielte mit Händchen und Füßchen. Eine kleine Puppe zum Beispiel, die einen sehr weiten gehäkelten Rock anhatte, nahm sie zwischen die Füßchen und drehte sie hin und her, daß das Röckchen schwenkte. Auch hielt sie gerne einen kleinen Wattebausch in den Händen. Wenn sie diese aber für etwas anderes brauchte, steckte sie ihn zwischen die Zehen und holte ihn sich später wieder. Es sah sehr lustig aus, wenn sie mit allen Vieren in der Luft hantierte.

Draußen war es bitter kalt. Wir hatten Doppelfenster, die äußeren waren dick zugefroren, so daß man gar nicht hinaussehen konnte. Nur eine kleine Klappe konnte man zum Lüften öffnen, aber die hat man stets nach kurzer Zeit wieder geschlossen. Wir wollten auch einmal an die frische Luft gehen und wagten uns hinaus. Gudrun im Kinderwagen konnten wir warm einpacken, aber wir froren erbärmlich, vor allem an die Füße. Unsere Lederschuhe waren viel zu

dünn, außerdem rutschte man auf den seit Monaten verschneiten und nicht gestreuten Wegen hin und her. Wenn es „Produkte“ gab und wir Einkaufen gingen, mußten wir immer lange anstehen und kriegten Eisfüße, denn im Laden war es nicht geheizt. Die Russen trugen Walinkis, das sind aus einem Stück gepreßte Filzstiefel. Sie waren sehr schwer zu bekommen so mitten im Winter. Die Männer erhielten, glaube ich, welche vom Werk, aber wir Frauen nicht. Da hatten Ernst und Herr Legler eine Idee: Sie klauten aus dem Werk eine der dicken Filzplatten, die als Unterlage für schwere Maschinen gedacht waren. Sie aus dem Werksgelände herauszubringen, war gar nicht einfach, denn am Tor gab es Kontrollen, die den Diebstahl in Grenzen halten sollten. Herr Legler hat sich die Platte um den Körper gewickelt und dann den Wintermantel angezogen. So ist er stolz und etwas steif aus dem Tor marschiert, mußte jedoch höllisch aufpassen, daß er nicht auf dem glatten Schnee ausrutschte, denn er hätte ohne Hilfe nicht wieder aufstehen können. Es ging alles gut.

Nun nähten die beiden Männer uns Filzstiefel. Der Schaft ging bis zum Knie und bestand aus zwei Teilen, die nach Maß zugeschnitten und vorn und hinten mit einer schönen Ziernaht zusammengenäht waren. Darunter kam die Sohle, die auch angenäht wurde. Frau Leglers Stiefel hatten rote Ziernähte, meine blaue. Die Stiefel sahen so hübsch aus, daß uns oft Russinnen ansprachen und wissen wollten, wo wir sie gekauft hatten.

Jetzt blieben unsere Füße warm, und wir rutschten auf dem glatten Schnee und Eis auch nicht mehr aus. Wenn später Tauwetter kam, zog man Gummigaloschen drüber, so konnte der Filz nicht naß werden. Nun waren wir etwas geduldiger, wenn wir beim Einkaufen so lange anstehen mußten. Allerdings hat uns immer geärgert, wenn die Frau „Natschalnik“, das war die Frau des Direktors, stolz an der Schlange vorbeiging und vorn sofort bedient wurde. Die Russen fanden das ganz natürlich, dem Direktor stand das zu. Sie haben uns ja auch nicht beneidet, weil wir bessere Lebensmittelkarten bekamen als sie, die einfachen Leute. Unsere Männer waren Spezialisten, die verdienten das.

In Frjasino war das Einkaufen oft ein Abenteuer. Irgendeiner von uns hörte, daß es Produkte gibt. Das konnte auch spät in der Nacht sein. Sofort wurde die wichtige Nachricht weitergegeben, und wenige Minuten später versammelten wir uns alle im „Magazin“, so hießen die Lebensmittelläden. Wenn man nicht schnell war, erhielt man nichts mehr. Die Waren kamen in Schüben. Wenn es zum Beispiel Frischfleisch gab, kaufte man gleich für zwei Wochen, denn wer

weiß, wann man wieder welches bekam. Damals konnte man kein bestimmtes Stück auswählen. Wenn ein halbes Schwein oder ein Viertel vom Rind auf dem Tresen lag, wurde es Stück für Stück zersägt. Wenn man dran war, bekam man das nächste Stück; wenn man Glück hatte, war viel Fleisch dran, hatte man Pech, bekam man sehr viel Knochen. Einmal hatten wir lange kein Fleisch erhalten, und dann gab es nur Würstchen. Da mußten wir auf alle Fleischmarken für diesen Monat – und er war gleich vorbei – Würstchen nehmen. Zum Glück war es noch kalt, so daß sie nicht verderben, aber die Würstchen kamen uns bald zu den Ohren heraus.

Die Vorräte konnten wir in unserem sogenannten Badezimmer aufbewahren. Das hatten wir zur Speisekammer erklärt und heizten es nicht, so war es ganz schön kalt drin. Im Sommer bekamen wir dann eher Dauerware, einmal zum Beispiel geräucherte Hammelbeine. Auch viele andere Lebensmittel gab es in Schüben, aber da fiel das nicht so auf. Von Zucker, Mehl, Graupen konnte man Vorräte anlegen. Die Graupen mußten wir immer lange im Sieb schütteln, weil lauter kleine schwarze Käfer drin waren, die dann durch das Gitter fielen. Bald kam auch eine Bäuerin, die uns Milch, Kartoffeln und etwas Gemüse brachte. Wir nannten sie Seefrau, denn sie hatte ihren kleinen Hof an einem schönen See, den wir von sommerlichen Ausflügen kannten. Bei schönem Wetter sind wir sonntags oft mit „Kind und Kegel“, Decke und Verpflegung hinmarschiert (eine halbe Stunde Fußweg). Dort haben wir die schöne Luft, die Ruhe und die Sonne genossen. Ich glaube, gebadet haben wir nicht in dem See, er war ziemlich mit Schilf bewachsen.

Der Sommer war heiß, doch die Luft trocken, so daß man die Hitze ganz gut ertragen konnte. Für Gudrun hatte ich von Frau Legler einen Sportwagen bekommen; sie brauchte ihn nicht mehr, denn Gisela war schon drei Jahre alt und Uta fünf. Wenn wir Gudrun ausfuhren, kamen oft russische Mädchen, sprachen mit ihr und streichelten sie auch mal. So sehr gerne hatte ich das nicht, denn einmal fand ich nach so einer Begegnung in Gudruns blonden Härchen eine Kopflaus. Trotzdem freute man sich über die Mädchen, die sehr lieb waren. Im Gegensatz dazu mochten die Jungens uns nicht. Sie riefen mitunter hinter uns her: „Hitler kaputt, Stalin gutt!“ Aber sie taten uns nichts.

Oft gingen wir mit dem Kinderwagen in einen nahe gelegenen Wald. Er war naturbelassen und urwüchsig, ein schöner Mischwald. Beim Spaziergehen suchten wir „Kienäppel“, die brannten herrlich im Küchenherd. Im Herbst



Abbildung 33: Im Hintergrund die Steinhäuser; 1947

fanden wir auch sehr gute Pilze dort. Sogar morgens, bevor die Männer zur Arbeit mußten, sind wir manchmal in die Pilze gegangen. Es gab Rotkappen, Birkenpilze, Steinpilze und auch Pfifferlinge.

Kurz nach unserer Ankunft besuchten uns ein paar Kriegsgefangene. Sie freuten sich, deutsche Frauen und Kinder zu sehen und mit ihnen sprechen zu können. Sie brachten uns Holz, wir gaben ihnen etwas zu essen. Von der Reise hatten wir noch eine Menge Brot übrig. Es war schon sehr hart, zum Teil auch

schimmelig und lag auf einem Haufen in der Küche in der Ecke, weil wir es nach und nach wegschmeißen wollten. Die Kriegsgefangenen nahmen alles mit und freuten sich. Sie waren sehr hungrig. Sie bekamen aber auch warmes Essen, je nachdem, was wir gerade übrig hatten. Ein Soldat kam immer mitten in der Nacht, wir nannten ihn den „Nachtsoldat“. Er klopfte leise an die Tür, und Frau Legler hörte es, denn ihr Zimmer lag direkt neben der Eingangstür. Sie öffnete, er gab ihr einen „Stempel“ Holz und sie ihm das schon bereitgelegte Essen.

Eines Tages, es war noch Winter, wurde die Heizung morgens nicht warm. Einer von uns ging ins Nebenhaus in den Heizungskeller, um zu sehen, was los sei. Die Kohlen waren alle! Bis die neue Lieferung kam, dauerte es ca. eine Woche. So lange wohnten wir drei Familien in der Küche, denn dort heizten wir mit den Kochherden. In unseren Zimmern schliefen wir nur; um uns dort aufzuhalten, war es viel zu kalt. Wir vermuteten, daß der Heizer Kohlen verkauft hatte und deshalb der Vorrat nicht ausreichte. Genaues haben wir nie erfahren.

Das Haus hatte drei Etagen, wir wohnten in der oberen. Unter uns wohnten Russen. Man hörte wenig von ihnen, nur wenn sie mal ein Fest feierten. Das kam aber selten vor. Dann waren viele Leute da. Erst hörte man sie reden und erzählen, dann fingen sie an zu singen und zu tanzen und wurden lauter und wilder. Dann war auf einmal Ruhe. Wir stellten uns vor, daß sie nun alle betrunken irgendwo herumlagen und schliefen, denn nach zwei oder drei Stunden ging das Feiern wieder los bis in den Morgen.

Wir nahmen ihnen das nicht übel. Etwas anderes war aber weniger angenehm. Nach einiger Zeit entdeckten wir Wanzen in den Betten. Sie waren an den Heizungsrohren heraufgekommen, die, ungenügend abgedichtet, in den Zimmerecken durch das ganze Haus liefen. Wir nahmen Betten und Schränke auseinander, vernichteten die Viecher und streuten überall DDT hin, denn damals war noch nicht bekannt, wie schädlich dieses Zeug für die Umwelt und auch für uns sein konnte. Als Ernst sich den Wandteppich genau besah, fiel er fast in Ohnmacht: Sie steckten auf der Vorderseite senkrecht zwischen den Wollfäden. Es war ein dicker Teppich, da fühlten sie sich wohl. Nachts hatten sie sich von Oma ernährt, die gar nichts gemerkt hatte. Sie bekam keine Stichbildeten. Ich reagierte auf Flöhe, die hatten wir nämlich auch, mit dicken Quadern. Ernst las die Tierchen alle mit der Pinzette vom Teppich ab, der dann draußen geklopft und mit DDT eingesprüht wurde. Außerdem beobachteten wir

natürlich nun alles, so daß die Wanzen nicht wieder überhand nehmen konnten. Man ging aber abends nicht mehr so sorglos ins Bett.

Ernst fand sogar im Institut unter seiner Schreibtischplatte Wanzen. Sie waren überall. Als wir später nach Leningrad umzogen und ein paar Nächte in einem guten Hotel untergebracht wurden, sahen wir schon auf den Betten die kleinen schwarzen Punkte, die Wanzenschisse. Auch wenn wir im Sommer in der Straßenbahn fuhren und keine Strümpfe anhatten, bissen uns die Biester in die Kniekehlen. Sie saßen unter den Holzsitzen und lauerten an der Kante, daß sich einer hinsetzte.

Mit der Zeit gewöhnten wir uns an die Situation und entwickelten einen geübten Blick für Ungeziefer und Geschicklichkeit im Fangen.

Frjasino war ein sehr kleines Dorf. Es gab nur zwei Magazine, eines für Brot und eines für die übrigen Lebensmittel. Wenn wir etwas anderes brauchten, Kleidung, Schuhe, auch mal Butter, Käse oder sonst etwas Schönes zum Essen, dann fuhren wir nach Moskau. Das war aber jedes Mal ein Abenteuer. Es gab zwei Möglichkeiten, in die Stadt zu kommen. Wir konnten eine halbe Stunde zu Fuß bis zu dem kleinen Bahnhof gehen und dort mit der „Kukuschka“, einer alten Kleinbahn, fahren. Sie puffte und keuchte ganz schön. Da sie selten fuhr, war sie meist voll besetzt. Sogar im Gepäcknetz saßen Leute, und wenn man auf der Bank einen Platz hatte, baumelten einem die Schuhe vor dem Gesicht herum. Der Boden war bedeckt mit den Schalen der Sonnenblumenkerne, die die Russen mit Vorliebe knabberten. Die Schalen wurden ausgespuckt.

Die Fahrt ging zwar durch einen schönen Wald aber dauerte ziemlich lange. Die andere Möglichkeit war, an die Straße zu gehen und per Anhalter mit einem offenen Lastwagen mitzufahren bis Tscholkowo. Es kostete zwar ein oder zwei Rubel, die Wagen waren auch manchmal dreckig, und es war nicht einfach hinaufzuklettern, aber von Tscholkowo aus ging eine S-Bahn, die in ca. einer halben Stunde Moskau erreichte.

Meist fuhren wir allein in die Stadt, denn jeder brauchte andere Sachen, nach denen man oft lange suchen mußte.

Jede Woche fand ein Markt statt, auf dem die Bauern ihre überschüssigen Waren verkauften. Aber sie waren so teuer, daß wir uns das nicht leisten konnten. Etwas frisches Gemüse für Gudrun kaufte ich und ein Stück Obst, das drei Rubel kostete, das weiß ich noch.

Auch Butter, die ich selber zubereitete, bekam nur Gudrun. Ich schöpfte die Sahne von der Milch ab, sammelte sie eine Woche lang und schlug dann Butter daraus. Die reichte immer gerade für eine Woche. Wir aßen das Brot trocken.

In Tscholkowo war jeden Tag Markt. Der war groß und fast wie ein Flohmarkt. Dort verkauften wir Sachen, die wir nicht mehr unbedingt brauchten. Sehr beliebt waren Damenstrümpfe. Aber auch sonst wurden wir alles los. Oma verkaufte ihren schwarzen Plüschmantel, den wir vorher gewaschen hatten, damit er den Brandgeruch vom Dresdner Angriff verlor. Aber nun färbte er ab, sobald er feucht wurde. Ernst hatte einen grauen Velourhut, den er nicht gebrauchen konnte. Im Sommer setzten die Männer nichts auf den Kopf und im Winter die Pelzmütze. Diesen Hut hat eine ältere Frau gekauft. Sie probierte ihn gleich an, schaute in ihren Taschenspiegel und fand sich prima. Frau Legler und ich konnten uns das Lachen kaum verkneifen, weil sie so komisch aussah. Leider weiß ich nicht mehr, wieviel sie dafür bezahlte, aber es war kein schlechter Preis.

Auf den Märkten mußte man besonders aufpassen, daß einem nichts gestohlen wurde. Mir hat in Tscholkowo einer aus meiner tiefen Einkaufstasche mein Portemonnai geklaut mit Geld und Lebensmittelmarken; ich hatte es nicht bemerkt. Als ich etwas bezahlen wollte, war es weg. Das Schlimmste war der Verlust der Marken. Aber Frau Matzke und Frau Legler – beide erlebten das Mißgeschick mit – gaben mir Marken ab, so daß wir über die Runden kamen.

Ich war nicht die Einzige, der das passierte. Fast alle aus unserer Gruppe sind bestohlen worden. Einem Mann wurde sogar in der S-Bahn im Gedränge (das war immer besonders gefährlich) der Mantel an der Brusttasche aufgeschlitzt und die Brieftasche herausgeholt. Einmal wollte ich in Moskau in einer Art Feinkostladen etwas einkaufen. Viele Leute standen vor mir am Tresen, auch neben und hinter mir. Plötzlich sehe ich, wie eine Hand in meine Tasche langen will. Ich drehe mich um und sehe gerade noch, wie ein mittelalter Mann sich aus dem Staub macht.

Kontakt nach Deutschland hatten wir lange nicht. Wir durften zwar Briefe schreiben, was wir auch fleißig taten, aber es kam keine Antwort. Weihnachten 1946 erhielten wir einen Brief aus Moskau. Das war befremdlich. Ernst war gerade zusammen mit Herrn Legler im Wald gewesen, um Weihnachtsbäume zu holen. Er öffnete den Brief, und da sahen wir: Es war deutsche Schrift, es waren deutsche Worte. Mein Cousin Dieter hatte uns geschrieben. Er arbeitete

damals als Kfz-Mechaniker bei den Russen. Ein russischer Kumpel fuhr zurück nach Moskau, da hatte er ihm den Brief mitgegeben. Nun wußten wir, wo alle unsere Verwandten waren und wie es ihnen ging. Das war das schönste Weihnachtsgeschenk für uns. An diesem Weihnachtsfest verkleidete sich Ernst für alle unsere Kinder als Weihnachtsmann. Nun hatte er richtig Lust dazu. Jemand borgte ihm einen weiten Mantel, als Mütze setzte er die beiden zusammengenähten Kaninchenfelle auf, und einen Bart hat er sich aus Watte angeklebt. Aber alle Verkleidung nutzte nichts. Als er zu Gudrun kam und mit ihr sprach, sagte sie ganz verwundert: „Papa anmacht!“ Als er hinausging, um zu den anderen Familien zu gehen, schob sie ihr Händchen in seine Hand und wollte mitgehen. Ich denke, so ein kleines Kind hört die Stimme, sieht die Augen, da erkennt sie trotz Verkleidung ihren Vater.

Aus Dieters Schreiben ging hervor, daß unsere Post nie angekommen war. Das wurde uns dann völlig klar, als wir ca. zwei Monate später alle unsere Briefe zurückbekamen. Aus irgendeinem fadenscheinigen Grund konnten sie angeblich nicht befördert werden. Gleichzeitig erfuhren wir, daß der Weg nun frei sei und wir Briefe und sogar einmal monatlich Pakete schicken durften. Die Freude war groß. Man konnte allerdings keinen Karton vollpacken. Wir mußten Holzkistchen in Stoff einnähen, aber erst mal eine Seite offen lassen, damit auf der Post alles kontrolliert werden konnte. Wir nahmen Nadel und Faden mit aufs Postamt und nähten dort den „Bezug“ fertig zu. Anfangs hatten wir nichts Besonderes zum Schicken, aber Getreide, Mehl, Zucker konnten wir schon abzweigen. Von der Zeit an bekamen die Eltern und mein Vater jeden Monat ein Paket. Nun erhielten wir auch Post.

Kulturell konnten wir in Frjasino nicht viel anfangen, das war später in Leningrad natürlich besser. Einmal besuchten wir in Moskau die Oper. Der Anweg war lang und beschwerlich, eine halbe Stunde laufen und eine Stunde mit der „Kukuschka“ fahren. Dann noch einmal laufen bis zur Oper. Weil wir uns von unserem knappen Geld in der Pause nichts kaufen wollten, nahmen wir Schnitten mit: Schwarzbrot mit Tartar, denn wir hatten gerade Rindfleisch zugeteilt bekommen. Es war eine pappige Angelegenheit, Ernst aß sowieso nicht gerne rohes Fleisch. Was aufgeführt wurde, weiß ich nicht mehr, aber unsere Schnitten habe ich genau im Gedächtnis; auch, daß Ehepaar Dreßler sich ein Stück leckeres Gebäck und etwas zu Trinken kaufte. Sie konnten es sich leisten, hatten keine Kinder und lebten zu zweit vom Gehalt. Zusätzlich

verdiente sich Frau Dreßler als gelernte Schneiderin Geld. Sie nähte für Russen und für uns; das brachte ganz schön etwas ein. Unsere Oma hat sich ebenfalls ein bißchen Taschengeld mit Stricken verdient. Vor allem für Herrn Siegel hat sie Pullover und Socken gestrickt, Ich verdiente auch einmal etwas, und zwar schrieb ich auf meiner kleinen Schreibmaschine für das Werk einen längeren Bericht in englischer Sprache. Leider fiel die Auszahlung dann gerade in die Geldentwertung und ich bekam statt 800 Rubel nur 80.

Im Herbst 1946 war Ernst schwer krank geworden. Erst hatte er akuten Gelenkrheumatismus und danach bekam er auch noch Gelbsucht. Ein Knie war besonders schlimm und dick. Da meinte die russische Ärztin, ich sollte es auf ein Brett schnallen. Als ich das tun wollte, schrie Ernst auf vor Schmerzen. Da habe ich es natürlich gelassen. Ich weiß nicht mehr genau, wie lange Ernst damals krank war, aber es waren etliche Wochen. Nach einiger Zeit kam irgendein Vorgesetzter aus der Firma, um Ernst zu besuchen. In Wirklichkeit wollte er wohl sehen, ob das mit der langen Krankheit seine Richtigkeit hatte. Ernst war abgemagert und sah ganz elend aus, so daß der Russe richtig erschrak. Er gab uns einen Schein, auf den Ernst statt des klebrigen Schwarzbrottes gut durchgebackenes, helleres Brot bekommen konnte. Außerdem durften wir uns in einer Halle Gemüse holen. In diese Lagerhalle ging ich mit Frau Legler, denn sie konnte besser russisch als ich. Dort bekamen wir einen Eimer Sauerkraut. Etwas anderes war nicht da. Wir freuten uns, es war besser als gar kein Gemüse. Das Kraut schmeckte sehr gut und war mit roten Beeren, eine Art Preiselbeeren, eingelegt. Nach und nach erholte sich Ernst und konnte dann wieder zur Arbeit gehen. Mit Gudrun mußte ich anfangs ab und zu in die Poliklinik zum Wiegen und Kontrollieren, ob sie gesund ist. Ja, gesund war sie, aber für russische Verhältnisse zu dünn. Die Russenbabys waren alle dick. Also bekam ich einen Gutschein, für den ich mir in einer Kinderkrippe jeden Mittag ein Töpfchen voll Kascha holen konnte. Das war ein Brei, mit Milch und Wasser gekocht von Grieß, Hirse oder anderem Getreide. Viel hat sie nicht davon gegessen, aber etwas schon, zumal ich den Brei meistens verfeinert habe, vielleicht mit einer Möhre oder einem Apfel. Gemüse und Obst waren, wie schon gesagt, auf dem Markt sehr teuer. Wenn im Magazin diese Dinge angeboten wurden, waren sie von schlechter Qualität und meist schon halb verdorben. Im Herbst konnten wir durch Pilzesammeln – es gab reichlich und gute Sorten – Abwechslung in unsere Mahlzeiten bringen.

Im Herbst 1947 wurde uns angeboten, daß wir in ein Finnenhaus ziehen könnten, wenn wir uns in unserer jetzigen Wohnung zu beengt fühlten. Die Finnenhäuser waren hübsche Holzhäuser, die Finnland an die Russen als Reparationszahlung liefern mußten. Es waren Fertighäuser, die praktisch nur zusammengesetzt werden mußten. Mit verschiedenen anderen Familien meldeten wir uns dafür. Ende Oktober war es dann so weit. Wir konnten umziehen. Es lag schon Schnee, doch am Umzugstag regnete es. Wir bekamen offene Lastwagen gestellt. Die Fahrt war nicht weit, vielleicht einen Kilometer, aber alles Zeug war naß, als wir es abluden.

Für uns war ein sehr großes Wohnzimmer vorgesehen mit einem mächtigen Ofen aus Ziegelsteinen, ein sehr kleines Zimmer, in dem Oma und Gudrun schlafen konnten, eine Küche mit einem russischen Herd, ein kleiner Flur und ein Eingangsraum, in dem wir später unser Wasserfaß aufstellen konnten. Die Toilette, ein Plumpsklo, befand sich draußen auf dem Grundstück, etwa 10 m vom Haus entfernt. Dort stand auch ein Schuppen für Holz und Kohlen. Die andere Hälfte des Hauses bewohnte Familie Blasche mit ihrer kleinen Tochter Margot.

Als wir ankamen, wollten wir gleich den Ofen im Zimmer heizen, damit wir alles trocknen konnten, aber der zog nicht, sondern der ganze Rauch kam wieder raus. Ernst stellte dann fest, daß Ziegelsteine im Abzug lagen! Als er die entfernt hatte, brannte das Feuer zwar, aber es dauerte mindestens 3 Stunden, bis der Ofen überhaupt warm wurde. Der Küchenherd wurde schneller heiß und verbreitete eine wohlige Wärme.

Im Wohnzimmer hatten wir mit Hilfe unseres großen Kleiderschranks Raum für unsere Ehebetten abgeteilt. Nachdem wir alle Möbel aufgestellt hatten und schlafen gehen wollten, tropfte es an einer Stelle durch das Dach, genau auf die Betten. Was nun machen! Aber Ernst wußte immer eine Lösung. Er schlug einen kräftigen Nagel in die Decke – sie war ja aus Holz wie das ganze Haus – und hängte einen Eimer dran. Nun drippte das Wasser in den Eimer, und wir konnten endlich schlafen. Normalerweise waren diese Häuser dicht und wetterfest, aber sie wurden von „Maltschiks“ gebaut. Alles Material, was sie für überflüssig hielten, hatten sie verkauft. Auch waren zum Beispiel die Hausecken nicht alle dicht. An einer, es war im Schlafrum, schien das Licht von draußen durch. Aber mit der Zeit kriegte Ernst alles dicht, so daß wir den grimmigen russischen Winter erwarten konnten.

Der Weg zum Einkaufen war nun weiter geworden. Ungefähr eine halbe Stunde hatten wir zu den Magazinen zu laufen. Das war bei minus 20 Grad eine ziemlich kalte Angelegenheit, zumal wir lange über ein vollkommen freies Gebiet ohne Haus und Strauch gehen mußten. Da taten die großen russischen Wolltücher uns gute Dienste. Sie wurden in besonderer Art um den Kopf gewickelt, so daß Stirn und Hals geschützt waren. Pelzmantel und Filzstiefel hielten uns auch warm, nur die Hände wurden immer sehr kalt, aber im ersten Geschäft tauten sie wieder auf. Auch die Männer hatten einen weiteren Weg zur Arbeit. Da trugen alle die praktischen, warmen russischen Pelzmützen, die „Tschapkas“. Auch Gudrun trug Filzstiefel, Pelzmantel und Pelzmütze. Wenn es das Wetter erlaubte, ging sie hinaus und fuhr von einem kleinen Hügel, den Ernst ihr aus Schnee gebaut hatte, mit dem Schlitten herunter. Dann kamen manchmal auch Uta und Gisela Legler aus dem Nachbarhaus herüber. So konnten sie sich zu dritt mit ihren Schlitten vergnügen.

Vom Werk aus wurden Kohlen angeliefert für die Finnensiedlung. Die bekamen wir aber nicht bis zum Haus gebracht, sondern an einer zentralen Stelle wurden sie auf die Straße gekippt, für jede Familie ein Haufen. Für uns lagen sie ungefähr 100 m entfernt. Also machten Frau Legler und ich uns an die Arbeit. Eine blieb als Wache an den Kohlenhaufen stehen, die andere fuhr einen vollgeladenen Eimer mit dem Schlitten zum Schuppen. Kam sie zurück, so blieb sie bei den Kohlen stehen, damit die erste ihren Eimer wegfahren konnte. Es waren gute Kohlen, schwarzglänzender Anthrazit. Nur leider waren viele Stücke so groß, daß sie erst zerschlagen werden mußten, ehe man sie in ein Ofenloch stecken konnte. Wir hatten mindestens zwei Stunden lang zu tun, und es war bitter kalt. Da habe ich mir meine Knie angefroren, denn der Strumpf zwischen Filzstiefel und Rock war nicht warm genug. Die nächsten Jahre wurden sie jedes mal im Winter rot, aber mit der Zeit haben sie sich wieder normalisiert.

Wie ich schon erwähnte, stand im Eingangsvorraum unser großes Wasserfaß, denn fließend Wasser hatten wir dort nicht. Das Wasserholen war Ernsts Aufgabe. Er hatte aus Brettern und vier Rädern einen flachen Wagen gebaut, auf dem das Faß immer stand. Damit konnte er es zur Pumpe fahren, die mindestens 100 m entfernt war. Meist holte er Sonntags Wasser, wenn es hell war. Aber einmal mußte er in der Woche abends los und kam und kam nicht zurück. Nach längerer Zeit gingen wir hinaus in die stockfinstere Nacht,



Abbildung 34: Mit Ernst und Gudrun in Frjasino; Im Hintergrund die Finnenhäuser; 1947



*Abbildung 35: Gudrun mit ihrer "Rolle" am letzten Tag
in Frjasino, 1948*

konnten aber nicht viel sehen, da Ernst natürlich die Taschenlampe hatte. Nach kurzer Zeit sahen wir im Schnee eine dunkle Gestalt ankommen, mit dem Wasserfaß im Schlepp. Er war es! Uns fiel ein Stein vom Herzen.

Was war passiert? Der Weg zur Pumpe ging an einem Zaun entlang, der einen Lagerplatz der Sowjetarmee abgrenzte. Da es dunkel war, standen dort Wachen. Sie hatten Ernst mit vorgehaltenem Gewehr angehalten und ihn mit zu ihrem Chef ins Lager genommen. Dort mußte er alles genau erklären. Dann kam ein Soldat mit an die Pumpe und paßte auf, daß Ernst auch wirklich Wasser holte und machte ihm klar, daß auf diesem Weg im Dunkeln niemand entlanggehen dürfe. Das war ein Riesenschreck gewesen, vor allem für Ernst. Es ist bestimmt keine Kleinigkeit, in der Nacht einem Sowjetsoldaten zu begegnen, der sein Gewehr auf einen richtet.

Manchmal kam abends ein Soldat zu uns und brachte Holz, das wir ihm gerne für ein paar Rubel abnahmen. Einmal zeigte er ein Stückchen gummierten Stoff und fragte, ob wir davon mehr haben wollten. Als wir zustimmten, kam er am nächsten Abend mit einem großen Ballen. Da er nicht seinen dicken Schafspelz trug, baten wir ihn herein. Er bekam seinen verlangten Preis – es war nicht viel – und ein „Stakan“ Wodka. Wir fragten ihn, wo sein Mantel sei. „Ach, der ist an meinem Platz“, meinte er. Und richtig, als wir ihm nachblickten, sahen wir den großen, schweren Mantel stehen, der Kragen hochgeschlagen, das Gewehr geschultert! So konnte aus dem Lager niemand sehen, daß der Soldat selbst eine Weile weg war.

Aus dem wasserdichten Stoff haben wir Jacken genäht, die uns später gute Dienste leisteten. Er war noch von der deutschen Wehrmacht, für Zelte gedacht und auch zum Schutz der Kanonen vor Regen.

Ja, der Winter war bitter kalt. Über Null Grad stieg das Thermometer nicht mehr. Auf unserm Wasserfaß bildete sich immer eine dünne Eisschicht. Man konnte sie leicht zerschlagen; schlechter war es mit dem Plumpsklo. Dort wuchs die Schiete erst zu einem Türmchen, dann zu einem Turm. Also gingen die Männer dran, das festgefrorene Zeug mit Hammer und Meißel abzuschlagen und unten in der Grube zu verteilen. Das war keine appetitliche Arbeit, aber es mußte sein.

Bei der Kälte schaffte der russische Backsteinofen es nicht mehr, das große Wohnzimmer gemütlich aufzuheizen. Deshalb wollten wir mit einem kleinen Elektro-Ofen ein bißchen nachhelfen. Doch da ging ganz schnell das Licht aus,

nicht nur in unserem Haus, nein, auch bei den Nachbarn. Aber Ernst Legler und Ernst Jandt wußten ja mit elektrischen Sachen Bescheid. Sie kletterten noch in der Nacht auf den Holzmast, von dem unsere Elektroleitung abging, und überbrückten die Sicherung mit einem starken Draht. Nun konnten wir ein bißchen zusätzlich heizen, ohne daß alles dunkel wurde. Das war zwar bestimmt nicht erlaubt, aber so etwas riskierte man eben.

Dieses Jahr bekamen wir sogar ein Weihnachtspäckchen aus Deutschland: von meinem Vater. Er schickte uns Äpfel aus seinem Garten und bunte Bauklötze für Gudrun. Die Äpfel waren unterwegs erfroren, durch und durch braun, schmeckten aber erstaunlicherweise noch gut! Wir freuten uns sehr über den liebevollen Gruß aus der Heimat.

Gudruns schönstes Weihnachtsgeschenk war ein weißer Teddybär, fast so groß wie sie selbst. „Onkel Siegel“ hat ihr den geschenkt. Er mochte Gudrun sehr und sie ihn auch.

Wir hatten einen Weihnachtsbaum aus dem Wald. Da holten wir uns auch unser Brennholz her, das wir zu zweit mit einer großen Säge in Stücke sägten, die wir dann in ofengerechte Scheite zerhackten. Werkzeuge wurden gegenseitig ausgeliehen; das war selbstverständlich. Überhaupt war die Hilfsbereitschaft untereinander sehr groß.

Im März kamen unsere Männer mit der Nachricht nach Hause, daß wir alle nach Leningrad umziehen würden. Wir freuten uns, denn nun sollten wir in einer Stadt wohnen. Bald wurden Kisten geliefert, und das Packen ging los.

Für Gudrun nähte ich einen kleinen Rucksack (sie nannte ihn Rückensack), in dem sie ihr Nachttöpfchen transportierte, denn auf große Klos mochte sie nicht gehen. Als die Wohnung leer war, hatte Ernst ihr an einem langen Draht mit Schlaufe eine alte Filmrolle angebracht. Mit dieser Rolle sauste sie durch die Gegend, drinnen und draußen, das war ihr ein köstliches Spielzeug.

Umzug nach Leningrad

Am 1. April 1948 ging die Fahrt nach Leningrad los. Wieder mit der Eisenbahn, aber diesmal komfortabel im Schlafwagen. Für Gudrun war es ein aufregendes Erlebnis. Als sie ihr Frühstücksbrot in der Hand hielt, fragte sie, ob sie es auf das Klapptischchen legen könne oder ob es dann wegfahren würde. Sie war ja bewußt noch nie, außer im Sportwagen, in einem Fahrzeug gefahren, denn nach Moskau oder Tscholkowo hatten wir sie nicht mitgenommen.

Nachts fand Ernst natürlich zwei ganz kleine Wanzen. Wahrscheinlich waren die Wagen frisch desinfiziert worden, und das war die neue Generation.

In Leningrad angekommen, wurden wir erst ein paar Tage in einem alten, vornehmen Hotel, dem Hotel „Newa“, untergebracht. Gudrun liebte dort den langen Flur mit einem roten Läufer, auf dem sie mit ihrer Rolle hin- und herflitzen konnte.

Die Stadt gefiel uns sehr. Unsere Wohnungen lagen am Stadtrand; große Häuser, drei oder vier Stockwerke hoch. Deutsche Kriegsgefangene hatten sie erbaut und bauten noch daran, keines der Häuser war fertig. Im Hof hatten die Gefangenen sozusagen ihre Werkstatt, sägten zum Beispiel Bretter zurecht und machten alle Vorarbeiten, die für den Innenausbau nötig waren. Sie durften natürlich mit uns nicht reden, aber im Vorbeigehen konnte man schon ein paar Worte wechseln.

Wir zogen mit Großmutter Günther und Herrn Siegel in eine Vierzimmerwohnung. Frau Günther und Herr Siegel bekamen jeder ein Zimmer und wir zwei. Unsere Oma wohnte nun nicht mehr bei uns, sondern bekam eine Etage höher einen Raum in einer anderen Wohnung. Das war für unser Familienleben recht gut, denn in den beengten Wohnverhältnissen in Frjasino hatte es ab und zu Probleme gegeben. Familie Günther war in der gleichen Situation. Vor einem halben Jahr war Herrn Günthers Frau, Gretchen, mit den drei Kindern aus Dänemark gekommen. Da war es auch besser, daß ihre Schwiegermutter bei uns ihr Zimmer hatte.

In der Wohnung gab es ein Badezimmer mit Toilette und sogar eine Badewanne, die richtig angeschlossen war. Warmes Wasser kam von der Fernheizung, aber leider nur zweimal im Jahr: am 1. Mai und am 7. November! Das war uns zu selten. So haben Ernst und seine Kollegen im Institut große Tauchsieder gebaut. Auch für die große Wäsche brauchte ich heißes Wasser,

die mußte ich in der Badewanne fast im Kopfstand auf dem Waschbrett sauber rumpeln. Natürlich wusch man nicht jede Woche. Öfter als alle 4 Wochen bestimmt nicht. Trocknen konnten wir die Wäsche im Hof. Da waren für die Leine sogar Pfähle aufgestellt.

In der Küche stand neben dem russischen eisernen Herd auch unserer aus Tannwald. Zum Backen benutzten wir ein „Backwunder“. Das war eine runde Form wie ein Reifen mit einem Deckel. Mit dem konnte man kleine Luftlöcher auf- und zuschieben. Die Form wurde auf einen Petroleumkocher gestellt. Nur wenn man dessen Flamme sorgfältig regelte und die Lüftung nach Vorschrift bediente, gelang der Kuchen. In einem Winkel der Küche befand sich ein Müllschlucker, ein dickes Rohr, das bis in den Keller reichte. Dort warfen wir allen Müll hinein. Unten fiel er in große Behälter. Diesen Weg benutzten wir auch, um den Kriegsgefangenen etwas zukommen zu lassen. Wir machten mit ihnen eine bestimmte Zeit aus und warfen dann Brot und andere Lebensmittel, gut verpackt, hinunter. Manchmal brachten unsere Kinder ihnen auch im Hof belegte Brote. Es gab nur wenige Wachen, und sie waren nicht so streng.

Als die Häuser bis auf den Außenputz fertig waren, wurden die Gefangenen abgezogen. Wir konnten aber noch erfahren, wo sie nun arbeiten würden. Dort besuchten wir Frauen sie dann regelmäßig, um ihnen etwas Gutes zu essen zu bringen. Auch die „Prawda“ nahmen wir ihnen mit, denn aus diesem Zeitungspapier schmeckten die selbstgedrehten Machorka-Zigaretten am besten. Zu diesen Besuchen nahm ich immer Gudrun mit. Wir hatten uns mit „Onkel Willy“ angefreundet. Er war ein hübscher junger Mann, der trotz schwerster Arbeit immer ein weißes Hemd trug. Das war sein ganzer Stolz, wie er uns erzählte, und er mußte es oft waschen, damit es stets adrett aussah.

Einmal, kurz vor Weihnachten, waren die Soldaten nicht auf ihrem Bau- platz. Wir hatten besonders gute Wurst und auch Weihnachtskekse eingepackt, versteckten sie nun zwischen aufgeschichtetem Holz, wurden aber von einem Sowjetsoldaten erwischt, mußten alles wieder einsammeln und zum Komman- danten mitgehen. Ich nahm all meinen Mut zusammen und ließ mir meine Angst nicht anmerken. Er fragte, was ich mitgebracht habe, warum und für wen. Ich antwortete wahrheitsgemäß, war mir ja auch keiner Schuld bewußt. Kriegs- gefangenen darf man helfen. Er ließ Willy Moach kommen, fragte ihn auch aus, gab ihm die Sachen und entließ mich mit Gudrun wieder nach Hause. Von da an betraten wir das Gelände nicht mehr, sondern blieben am Rand stehen, bis



Abbildung 36: Küche, Leningrad, 1949

„Onkel Willy“ kam und wir ihm unsere Mitbringsel übergeben konnten.

Unser Haus war inzwischen eingerüstet worden, weil es verputzt werden sollte. Nun luden wir Willy Moach und seinen Freund zu einem kleinen Weihnachtsessen ein, denn sie konnten in der Dunkelheit übers Gerüst leicht zu uns kommen. Durch das Treppenhaus wäre es nicht möglich gewesen, denn im Erdgeschoß saß der Kommandant, der niemanden hereinließ, der nicht ins Haus gehörte. Die beiden waren sehr gerührt, mit uns am Weihnachtsbaum sitzen zu



*Abbildung 37: Das Wohnzimmer in Leningrad;
1949*

können. Obwohl Ernst sehr krank war, schlüpfte in sein Weihnachtsmannkostüm und brachte die Geschenke. Diesmal erkannte Gudrun ihn nicht; sie berichtete ihm später an seinem Bett, daß der Weihnachtsmann dagewesen und es schade sei, daß er ihn nicht gesehen habe.

Nach ein paar Monaten wurden die deutschen Soldaten in die Heimat entlassen. Onkel Willy hatte sich noch ein Bildchen von Gudrun mitgenommen, das wurde ihm aber, wie er uns schrieb, an der Grenze abgenommen. Später ist der Kontakt leider abgebrochen.



Abbildung 38: Warten auf den Bus nach Sestrojez; 1949

Das städtische Leningrad gefiel uns besser als das kleine, abgeschiedene Dorf Frjasino. Wir wohnten zwar am Rande der Stadt, hatten aber die Bushaltestelle direkt vor dem Haus. Alleine durften wir uns offiziell nicht weiter als ca. 2 km im Umkreis bewegen. Gingen wir weiter weg, zum Beispiel in die Stadt hinein, mußten wir eine kleine Gruppe bilden und einen Dolmetscher mitnehmen. Die Russen behaupteten, das sei zu unserem Schutz. Wir nahmen an, daß sie uns unter Kontrolle haben wollten. Wir Frauen sind trotzdem oft alleine in die Stadt gegangen, aber meistens einzeln, das fiel am wenigsten auf. Einmal ging eine kleine Gruppe los; sie wurde erwischt, und zur Strafe bekamen die Männer eine Woche Hausarrest! Zur Arbeit wurden sie sowieso immer mit einem kleinen Bus gefahren und abends auch zurückgebracht. Doch diese Woche durften sie abends und am Sonntag überhaupt nicht aus dem Haus gehen. Von da an waren wir vorsichtiger.



Abbildung 39: In einer „weißen Nacht“; 1949

Auf der Moskauer Chaussee gab es mehrere Magazine und in ungefähr 1,5 km Entfernung ein sehr schönes Geschäft. Dort kauften wir oft ein und konnten bequem mit dem Bus hinfahren. Auch ein Park lag in der Nähe, der Siegespark. Er war zwar ganz neu angelegt, hatte also keine großen Bäume, aber man konnte gut mit den Kindern dort spazieren gehen. Hinter den Häusern dehnte sich Brachland aus, auf dem im Sommer viele Feldblumen blühten. Dort haben wir abends oft Spaziergänge gemacht, die wir in den „weißen Nächten“ besonders genossen. Da schien nachts um halb elf noch die Sonne, und die Luft war mild und angenehm.

Im Sommer gingen die meisten von uns fast jeden Sonntag an die See nach Sestrojez, zu einem sehr schönen Strand. Da mußte immer eine Dolmetscherin mit, von der wir uns aber nicht stören ließen. Wenn das Wetter nicht ganz so schön war, fuhren wir mit einem anderen Vorortzug nach Kavgalova, einem kleinen Dorf, in dessen Nähe im Wald ein schöner großer See lag.



Abbildung 40: In Sestrojez; 1949

Im Winter hatten wir ein Abonnement für Konzerte und besuchten die Oper. Natürlich haben wir uns auch die Stadt mit ihren Sehenswürdigkeiten angesehen, die Schlösser in der Umgebung und Peterhof mit seinen vergoldeten Figuren und den schönen Brunnen. Das Schloß selbst war im Krieg zerstört worden und wurde langsam wieder aufgebaut.

Gudrun hatte zwar keine Geschwister, aber viele Spielkameraden, weil fast alle Familien in einem Haus wohnten. Der große Hof hinter den Häusern war zwar nicht ordentlich, manchmal huschte sogar eine Ratte unter den Bretterhaufen hervor, doch die Kinder konnten dort herrlich spielen.



Abbildung 41: Peterhof; 1949

Gudruns beste Freundin hieß „Jelle“ (Heidrun Thöm). Sie war ungefähr im gleichen Alter. Sie besuchten sich abwechselnd, und die Gastgeberin war immer die Bestimmerin. Die andere mußte sich fügen. Das waren klare Verhältnisse.

Im Winter 1948/49 brachen Diphtherie und Scharlach aus. Wegen der Ansteckungsgefahr mußten die kranken Kinder immer ins Krankenhaus. Am schlimmsten hatte es Familie Hoffmann getroffen. Beide Söhne – der jüngere war so alt wie Gudrun – bekamen Diphtherie. Sie waren noch gar nicht wieder

aus dem Krankenhaus zurück, da brach die Krankheit auch bei Frau Hoffmann, ihrer Mutter, aus, und sie starb daran.

Wir trafen uns alle bei Günthers zu einer Trauerfeier. Ich erinnere mich an die Trostlosigkeit auf dem Friedhof während der Beisetzung. Es war kalt und regnete, und der Boden war lehmig, glitschig und voller großer und kleiner Pfützen.

Eines Morgens hatte Gudrun Halsschmerzen, und ich befürchtete Schlimmes. Wir wollten es verheimlichen, aber die Ärztin kam, obwohl wir sie gar nicht gerufen hatten. Sie wußte schon, wenn ein Kind im Hause Scharlach hatte, daß die anderen nicht weit weg davon waren. Und richtig, Gudrun hatte Scharlach und mußte nun ins Krankenhaus. Ich fuhr im Krankenwagen mit ihr hin, bekam einen weißen Kittel und durfte bei ihr bleiben. Abends sollte ich nach Hause gehen und am nächsten Morgen wiederkommen. Ich wäre am liebsten dort geblieben, hatte aber schlimme Migräne. Außerdem glaubte ich den Schwestern, daß ich am nächsten Tag wieder bei Gudrun sein dürfte. Ich verabschiedete mich von ihr und versicherte, daß ich wiederkommen würde. Aber am nächsten Morgen ließen mich die Schwestern nicht in den Krankensaal. Ich bat sie nur um fünf Minuten, damit ich Gudrun hätte sagen können, daß ich wegen der Ansteckungsgefahr nicht mehr zu ihr kommen konnte. Aber sie blieben hart und meinten, Gudrun habe das doch längst vergessen. Ich ging zur Oberärztin, die etwas Deutsch konnte, aber es half alles nichts. Ich durfte nicht mehr zu ihr. Das Einzige, was mir die Oberärztin versprach, war, daß sie kleine Briefe, die ich Gudrun schreiben wollte, ihr vorlesen würde. Nun fuhr ich jeden Tag zum Krankenhaus, um mich nach Gudruns Befinden zu erkundigen und ihr kleine Dinge mitzubringen: Clementinen oder Äpfel, mal ein paar Kekse, mal ein Stück Schokolade. Etwas Spielzeug brachte ich ihr, vor allem ihre alte Puppe, die wir schon ausrangiert hatten, die „älte WaWa“, und ihre kleine Balaleika aus Holz.

Nach ca. 14 Tagen durften wir sie einmal sehen. Ernst und ich standen hinter einer großen Glasscheibe und sahen das Kind im Bettchen stehen und uns so verständnislos und verlassen anschauen, daß uns die Tränen kamen. Wir riefen ihr durch die Tür noch zu, daß wir sie bald abholen würden, aber sie verstand es wohl nicht. Als wir wieder weggingen, hat Ernst so geweint und geschluchzt, wie ich ihn noch nie gesehen hatte. Für Gudrun war diese Begebenheit auch zu aufregend, denn am nächsten Tag hatte sie Fieber, was die

ganze Zeit nicht der Fall gewesen war. Endlich, nach einer weiteren Woche, konnten wir sie holen und in die Arme nehmen. Sie hatte wirklich geglaubt, daß wir sie verlassen hätten. Die Schwestern waren ja nett mit ihr, aber sie konnte kein Russisch und die Schwestern sprachen kein Deutsch.

Wegen der Läuse wurde allen Kindern im Krankenhaus der Kopf geschoren – nur Gudrun nicht. Sie hat wohl so sehr geschrien, daß sie ihre schönen blonden Haare behalten durfte. Außerdem mochten die Russen Kinder mit blonden Haaren ganz besonders. Wegen der Ansteckungsgefahr mußten die Spielsachen, die ich Gudrun gebracht hatte, im Krankenhaus bleiben. Nur die kleine Balaleika hat die Schwester richtig mit Desinfektionszeug übergossen, da durften wir sie mitnehmen.

Als Gudrun zu Hause ins Wohnzimmer kam war das erste, daß sie zu ihrem großen Teddybär ging und sagte: „Ach Puhz, nun war ich so lange fort, aber jetzt bin ich wieder bei Dir.“ Dabei drückte sie ihn zärtlich an ihr Herz.

Inzwischen kamen aus Arnstadt noch ein paar Ingenieure der Fernseh-GmbH an. Sie waren damals in Tannwald geblieben und erhielten nun sogar einen richtigen Arbeitsvertrag über zwei Jahre. Dabei war auch Rolf Maly, den Ernst schon sehr lange kannte. Wir freuten uns auf seine Familie, doch er hatte sie in Deutschland zurückgelassen.

Ganz in der Nähe war noch eine andere deutsche Gruppe eingetroffen, die Kreiselgruppe. Sie bauten und entwickelten hauptsächlich Kreisel für Schiffe.

In dieser Zeit hatte Ernst eine gute Arbeit fertiggestellt und durfte sich zur Belohnung etwas wünschen. Da hat er sich eine Tischtennisplatte gewünscht, die er auch bekam. Sie wurde im Wohnzimmer aufgestellt, und dann spielten wir fleißig mit Leglers und Günthers. Schließlich luden wir Leute von der Kreiselgruppe ein und veranstalteten ein kleines Turnier. Die Kreiselleute hatten auch eine Platte, und so konnten wir auch dort spielen. Wir waren zwar alle keine Profis, aber es hat uns viel Spaß gemacht.

Wir drei Ehepaare (Günthers, Leglers und Jandts) feierten ab und zu eine kleine Party, tanzten nach Platten, die ein Ingenieur aus Arnstadt mitgebracht hatte. Das war die Schlagermusik aus den Nachkriegsjahren. Wir tranken reichlich Bowle und Sekt und hatten sehr viel Spaß, auch manchen Schwips haben wir uns da eingehandelt.

Für den Winter kauften wir uns Schlittschuhe. Im nahe gelegenen Siegespark befand sich ein ziemlich großer See. Mit der Zeit fror er ganz durch.

Dann riß das Eis, es entstanden tiefe Spalten, aber nur wenige. Man konnte sehr schön Eislaufen; ich habe es dort gelernt. Leglers gingen auch immer mit.

Einmal war es sehr kalt, mindestens minus 25 Grad. Wir Frauen wickelten die großen Wolltücher um den Kopf und die Männer trugen ihre Pelzmützen. Als wir nach Hause kamen, hatte unsere Oma Krapfen gebacken und Kaffee gekocht. Wir ließen es uns schmecken und saßen gemütlich beisammen. Auf einmal stellten wir fest, daß Ernst Leglers Ohren ganz rot und groß wurden: Er hatte sie sich etwas erfroren, weil er aus Eitelkeit die Ohrenklappen der Pelzmütze nicht heruntergebunden hatte. Nun wurde er natürlich ausgelacht.

Die Versorgung war inzwischen viel besser geworden. Das lag auch mit daran, daß die Stadt Leningrad bevorzugt beliefert wurde. Damit dankte der Staat der Bevölkerung, weil sie die lange Blockade im Krieg so tapfer hatte durchhalten müssen. Ich glaube, es gab gar keine Lebensmittelmarken mehr, wenn ja, dann höchstens noch für Fleisch oder Milch, solch wichtige Nahrungsmittel. Allerdings kamen die Lebensmittel schubweise. Dann sprach es sich wie ein Lauffeuer herum, daß es etwas gab, zum Beispiel Mehl oder Zucker, und schon stand eine lange Schlange an. Wenn man in die Stadt ging und sah irgendwo Leute anstehen, stellte man sich erst einmal dazu und erfragte dann erst, was es gab. Fast immer konnte man den Artikel brauchen und war glücklich, wenn er nicht schon ausverkauft war, ehe man drankam. Frische Sachen kauften wir in der Stadt auf einem großen Markt. Dort brachten die Bauern ihre Erzeugnisse hin. Man konnte alles probieren. Es gab sehr gute Butter, Öl, leckere dicke saure Sahne (Smetana), Obst, Gemüse, auch Fleisch und Fisch. Da wir nun genügend Geld hatten, konnten wir uns dort versorgen.

Es fuhren viele Busse und Straßenbahnen. Es gab wenige PKWs, Taxen ebenfalls kaum. Wir sind nie mit einer Taxe gefahren.

Bekleidung konnte man zwar kaufen, aber das meiste sah ziemlich doof aus. Da schafften wir uns eine Nähmaschine an, und nun konnte ich aus alten Sachen neue machen. Ab und zu gab es auch mal einen hübschen Stoff. Zwar kam es vor, daß man diesem Stoff dann öfter begegnete, aber das war nicht so schlimm. Es gab auch Kommissionshäuser, wo man gebrauchte Sachen kaufen konnte. Die stammten fast immer aus Deutschland. Soldaten hatten sie sich angeeignet und gaben sie nun in diese Häuser. Ich kaufte mir dort einen dunkelgrünen Wintermantel mit sehr schönem Pelzbesatz. Da er etwas kurz war, habe ich noch einen Streifen Fell unten angesetzt. Das sah ganz schick aus.

Auch ein elegantes Hermelincapé kauften wir, das ich nur zweimal getragen habe. Heute, nach den vielen Jahren, ist es leider morsch geworden.

Wir boten so einem Geschäft auch etwas zum Verkauf an, und zwar die Silberbestecke, die Tante Grete und Onkel Arno zu uns „verlagert“ hatten, als wir in Tannwald wohnten. Sie fanden gute Käufer, bis auf die Kuchengabeln, damit konnten die Russen nichts anfangen, die waren ihnen unbekannt. Ich glaube, wir bekamen 400 Rubel dafür, das waren damals 800 Mark. Tante Grete und Onkel Arno konnten das Geld viel besser brauchen als die Bestecke, denn sie waren ja voll ausgebombt und bekamen nur Sozialhilfe. Sechs Kuchengabeln hat mir Tante Grete dann geschenkt.

Am 1. Mai und am 7. November fanden in der Sowjetunion große Feierlichkeiten mit Aufmärschen und Truppenparaden statt. Wir wurden gebeten, an diesen Tagen zu Hause zu bleiben. Das taten wir auch und veranstalteten fröhliche Feste, die aber mit Politik nichts zu tun hatten. So ein Fest fand immer in Günthers Wohnung statt, denn sie bewohnten sie alleine und hatten dadurch viel Platz. Ihr Schlafzimmer räumten sie aus, so nutzten wir einen Raum zum Sitzen und einen zum Tanzen. Da versammelte sich die ganze Gruppe. Frau Günther schmückte die Räume und Tische, und viele bemühten sich, etwas Lustiges zum Fest beizutragen. Ich habe einmal ein Bänkellied vorgetragen, Herr Siegel spielte Ziehharmonika und Herr Zschau hat die Plakate gemalt, auf denen die einzelnen Begebenheiten witzig dargestellt waren.

Im Februar 1950 haben wir zwei große Faschingsfeste gefeiert, einmal bei uns und einmal in der Kreiselgruppe. Schon die Vorbereitungen machten Spaß. Das Motto hieß „Himmel und Hölle“. Unsere Wohnung sollte der Himmel werden und Günthers Wohnung, die darunter lag, die Hölle. Also mußten die Wohnungen fast ganz ausgeräumt werden bis auf Sitzgelegenheiten und kleine Tische. Die Kinder wurden für diese Nacht ausquartiert und schliefen in den anderen Wohnungen. Die Räume wurden mit Malerei verziert, oben lächelte ein freundlicher Petrus aus den Wolken und unten schaukelte ein Teufel über einem rot beleuchteten Kessel. In der Hölle gab es rotes Licht, oben im Himmel blaues. Alle trugen dazu bei, ein kaltes Bufett zusammenzustellen. Ernst und Hans Günther hatten eine Weinhandlung ausfindig gemacht, gingen dort zur Weinprobe und kauften Portwein als Aperitiv und für später Wein und Sekt. Dafür wurde ein kleiner Eintrittspreis verlangt.



Abbildung 42: Fasching 1950

Es war ein schönes Fest. Es wurde viel getanzt, gelacht und gesungen. Morgens gab es noch Kaffee und kleine Krapfen, und schließlich gingen dann alle nach Hause zum Schlafen. Nur Günthers und wir mußten erst unsere Betten aufbauen.

Kurz danach veranstaltete die Kreiselgruppe ihr Faschingsfest. Das Motto hieß „Narrkose“. Man bekam gleich am Eingang mit einem Gummihammer symbolisch eins auf den Kopf und mußte eine Medizin (ein Gläschen Portwein) trinken. Auch sie hatten alle Räume liebevoll geschmückt. Es gab leckere Häppchen zu essen, Wein und Sekt zu trinken. Die ganze Nacht wurde durchgetanzt, und morgens nach dem Kaffee ging man nach Hause.

Man kann sehen, daß wir nicht Trübsal geblasen haben. Wir konnten unsere Situation nicht verändern und haben versucht, das Beste daraus zu machen. Wir waren ja auch fast alle junge Leute zwischen 30 und 40 Jahren. Ausgehen konnten wir nicht, Urlaub bekamen wir auch nicht. Also mußten wir uns ab und zu mal zu Hause austoben.

Heimkehr und Flucht

Zurück nach Deutschland

Die Fernschanlagen in Leningrad waren fast fertig. Im Herbst kam das Gerücht auf, daß wir nach Taschkent verlagert würden. Der Gedanke, dorthin gebracht zu werden, erschreckte uns sehr, denn Taschkent liegt in Asien im Süden der Sowjetunion mit einem heißen Klima am Rande der Gebirge. Es ist eine große Stadt, vielleicht ist sie auch ganz schön, aber so weit weg von der Heimat! Doch es kam anders. Ende November erfuhren wir, daß wir in 14 Tagen nach Deutschland gebracht würden. Nun war die Freude groß, und das Packen ging los. Später erfuhren wir, daß die Wirtschaftsleute und die Militärs über unser Schicksal verhandelt hatten. Die Wirtschaftler wollten die deutschen Ingenieure noch länger für sich arbeiten lassen, aber das Militär und wohl auch die Politiker wollten die Ausländer raus haben. Wir waren ein Fremdkörper, den sie sich lieber vom Halse schaffen wollten. Für uns war es herrlich; endlich sollten wir wieder nach Hause kommen. Nur drei Ingenieure, die zum Teil für die Rüstung gearbeitet hatten, durften nicht mit. Darunter war auch Ernst Legler. Für diese Familien war es schlimm und sie taten uns sehr leid. Niemand sagte ihnen, warum und wie lange sie noch bleiben mußten. Erst, als sie ein Jahr später nach Hause entlassen wurden, erfuhren sie, daß sie hatten warten müssen, bis die „Geheimnisse“, die sie hätten verraten können, nicht mehr dem neuesten Stand der Entwicklung entsprachen.

Wir bekamen Kisten und Holzleisten geliefert, damit wir unsere Sachen verpacken und um die Möbelstücke Verschläge machen konnten. Einige Familien verkauften einen Teil ihrer Möbel, wir auch unser Schlafzimmer. Bis zur Abfahrt schliefen wir auf den Matratzen. Alle bekamen eine Abfindung, aber ich weiß nicht mehr, wie hoch sie war. Jedenfalls konnten wir uns in Deutschland davon wieder Möbel kaufen. Wenn ich mich recht erinnere, ging am 15. Dezember 1950 die Reise los, auf den Tag genau fünf Jahre nach unserer Abreise in die Sowjetunion. Diesmal fuhren wir aber in schönen Liegewagen, nur das Umzugsgut wurde im selben Zug in Güterwagen transportiert. An der Grenze mußte wegen des Spurwechsels umgeladen werden. Dort kam auch der Zoll und suchte alles durch. Da Ernst eine fiebrige

Erkältung hatte, ging ich auf den Bahnsteig zu unseren Sachen, um das Umladen zu beaufsichtigen und den Zollbeamten Rede und Antwort zu stehen. Da mußte ich eine große Kiste aufmachen und auf dem Bahnsteig alles ausräumen. Ich war wütend. Natürlich war nichts Verbotenes drin. Dann konnte ich alles wieder einpacken und die Kiste zunageln. An den Nägeln konnte ich wenigstens meine Wut auslassen und ordentlich draufhauen. Sagen durfte man ja nichts, da hätte man nur Ärger gekriegt. Im deutschen Zug bekamen wir zwei Abteile, damit in der Nacht sich jeder auf eine Bank legen konnte. Das fanden wir toll, doch das dicke Ende kam noch: Die Wagen konnten nicht geheizt werden, weil eine Güterlok uns zog! Wir erhielten Decken für die Nacht, aber trotzdem war es sehr ungemütlich. Unsere Oma handelte sich eine schwere Erkältung ein, weil sie sich ausgezogen hatte und im Nachthemd unter der Decke lag. Brote und Getränke hatten wir uns – glaube ich – mitgenommen. Beim Frühstück stellten wir einige Kerzen auf das Fensterbrett und bildeten uns ein, sie würden die Luft ein bißchen anwärmen. Andere Familien heizten sich von innen mit Wodka auf.

Die Hauptsache war, daß wir in die Heimat fuhren. Das war ein unbeschreibliches Gefühl. Wenn wir auch noch nicht wußten, wie sich unser Leben weiter gestalten würde, so war doch eine große Last von uns genommen. Den Unterschied von Ost- und Westdeutschland kannten wir nicht.

Im Aufnahmelager Wolffen wurden wir ausgeladen und registriert. Ich erinnere, daß wir dann an langen Holztischen saßen und eine warme Mahlzeit bekamen, die wir mit Appetit genossen. Es war kurz vor Weihnachten, so mußten wir auch übers Fest im Lager bleiben. Die Verantwortlichen hatten sich viel Mühe gegeben, den großen Raum hübsch geschmückt, auch die langen Tische festlich hergerichtet. Ein Weihnachtsbaum stand da, und für die Kinder kam sogar der Weihnachtsmann, der kleine Geschenke und Süßigkeiten verteilte.

Nun mußten wir uns entscheiden, wo wir leben wollten. Wir hätten damals auch gleich nach Westdeutschland gehen können, denn unsere letzte Wohnung in Deutschland war in Berlin-Zehlendorf gewesen. Aber wir wollten zu unseren Verwandten nach Dresden, die wir so lange nicht gesehen hatten. Wir hatten ja keine Ahnung, in welchem Zustand sich Deutschland befand und daß eine Grenze das Land in zwei Teile teilte.

Dresden und Berlin

Wir bekamen etwas Geld in die Hand gedrückt und Fahrkarten nach Dresden. Die Wiedersehensfreude war groß. Fast alle erwarteten uns am Bahnhof. Unsere Oma ging zu ihrer Schwester Trude; bei ihr konnte sie erst einmal wohnen. Wir wurden bei Ernsts Eltern untergebracht. Sie wohnten in Niedersedlitz in der ersten Etage eines kleineren Hauses. Sicher, es war eng, aber wir waren ja alle nicht verwöhnt.

Wir blieben nicht lange in Dresden, ungefähr nur zwei Monate, weil Ernst dort keine vernünftige Arbeit bekam. In Berlin-Adlershof wurde der Fernsender gebaut, dort wurde er gebraucht. Also zogen wir wieder um. In Berlin-Hessenwinkel hatten wir ein hübsches Haus zu mieten gefunden. Es wäre ein Traumhaus gewesen, wenn es nicht eigentlich als Sommerhaus gebaut worden wäre. Deshalb war es im Winter schwer warm zu kriegen. Vom Garten ging man direkt in die geräumige Küche. Dahinter lag der Keller, denn das Grundstück verlief abschüssig von der Straße bis zu einem kleinen See. Über der Küche gab es ein schönes Wohnzimmer mit Kamin und Kachelofen und einer großen Glasveranda, wo wir Tischtennis spielen konnten. Eine Treppe höher befanden sich drei kleine Schlafzimmer, ein Wohnzimmer mit einem überdachten Balkon zum Garten hin und ein großes Badezimmer. Das mußte man im Winter auch heizen, sonst fror das Wasser in den Leitungen ein. Aus Rußland hatten wir wenige Möbel mitgebracht, eigentlich nur die Küche, fürs Wohnzimmer Tisch, Stühle und eine Art Glasschrank, außerdem einen niedrigen, selbstgebauten Schrank für Radio und Lautsprecher. Ernsts Eltern hatten uns schon günstig ein gebrauchtes Schlafzimmer gekauft. Es war etwas altertümlich: Sehr große Betten, kleine Wandschränkchen als Nachttische und ein Kleiderschrank, alles dunkel Mahagoni. Für die Abfindung, die wir von den Russen bekommen hatten, kauften wir uns schöne Mahagonimöbel fürs Eßzimmer und zwei bequeme Stühle, um am Kamin sitzen zu können.

Weil mein Vater nach dem Krieg, als klar war, daß wir nicht nach Berlin zurückkehren würden, unsere Wohnung in Berlin-Zehlendorf aufgelöst und das Klavier verkauft hatte, fühlte er sich verpflichtet, uns wieder eins zu besorgen. Er machte einen schönen Stutzflügel aus Nußbaum mit wunderbarem Klang ausfindig. Darauf habe ich sehr gern gespielt.



Abbildung 43: Das Haus in Hessenwinkel, 1951

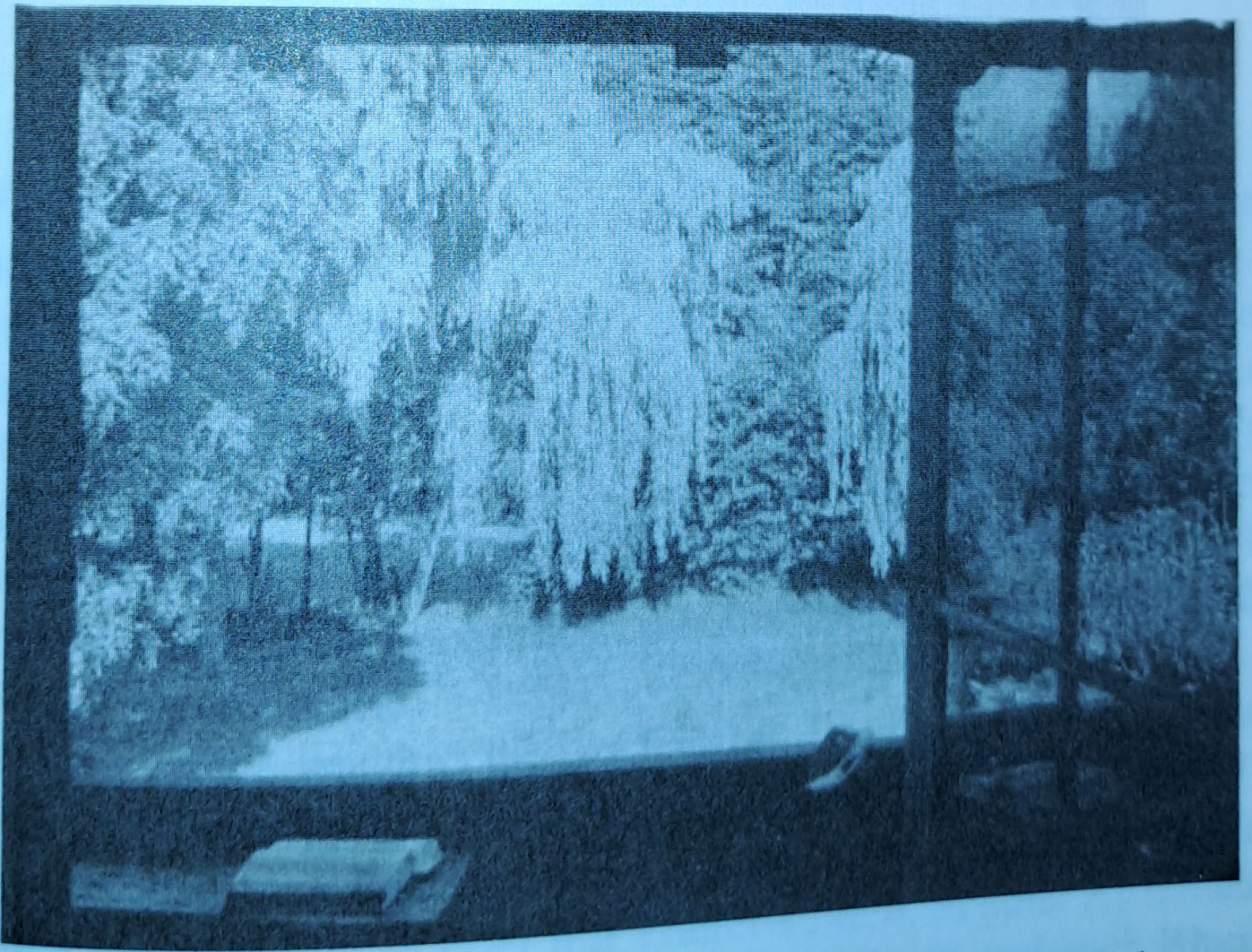


Abbildung 44: Hessenwinkel; Blick in den Garten; 1951



Abbildung 45: Gudruns erster Schultag, 1951



Abbildung 46: „Der Dienstwagen“; Hessenwinkel 1952

Im Winter waren vier Öfen zu heizen und zu betreuen, und trotzdem blieb es im Flur und auch auf der Glasveranda recht kalt. Dann zog ich zum Tischtennispielen Handschuhe an, bis die Bewegung mich erwärmt hatte. Der Winter brachte aber auch die Möglichkeit zum Eislaufen, und zwar direkt von unserem Garten aus. Gudrun hat es damals ganz schnell gelernt. Es sah richtig elegant aus, wie die kleine Person übers Eis glitt. Auf dem nahe gelegenen Dämeritzsee konnte man ebenfalls weite Strecken laufen. Im Winter 1951/52 war er jedenfalls sehr dick zugefroren, das Eis stellenweise so klar, daß man bis auf den Grund sehen konnte.

Im Sommer lebten wir dort wie im Urlaub. Der Garten war schätzungsweise 20 m breit und 50 m lang, das letzte Stück bis zum See eine richtige Wiese, die wir ab und zu von einem Bauern mähen ließen. Links und rechts am Rand standen hohe Bäume, zum Wasser hin Trauerweiden. Schöne Apfelbäume gab es, ein großes Erdbeerbeet, Tomaten hatte ich gepflanzt und auch Blumen. Im

Vorgarten standen zwei Quittenbäume, dort wuchsen im Rasen Champignons. Als die Äpfel reif waren, habe ich immerzu Gelee gekocht, auch Quittengelee. Arbeit machte der Garten schon, aber wir hatten viel Freude dran. Oft luden wir Freunde ein und konnten bei gutem Wetter im Garten Kaffee und selbstgebackenen Kuchen vertilgen. Damals war das Essen wichtig. Wir waren noch nicht so überfüttert wie heute.

Im Sommer gingen wir oft Schwimmen im Dämeritzsee, der sehr gutes, sauberes Wasser hatte. Die Badestelle war so nahe, daß wir gleich im Badeanzug von zu Hause losgehen konnten.

Gudrun hatte den gleichaltrigen Nachbarsjungen als Freund. Sie haben sehr viel miteinander gespielt. Im September 1951 kam sie zur Schule. Der Schulweg war angenehm kurz, und soweit ich mich erinnere, hatte sie keinerlei Probleme. Das Lernen fiel ihr leicht, Lesen konnte sie schon vorher.

Nur das erste Jahr erlebte sie an dieser Schule, denn im Sommer 1952 setzten wir uns in den Westen ab. Dort wurde noch Ostern eingeschult, so daß sie ein halbes Jahr übersprang und mitten ins zweite Schuljahr kam.

Flucht in den Westen

Nun muß ich aber erzählen, wie es zu unserer „Republikflucht“ kam. Eigentlich gefiel es uns in Hessenwinkel. Wir wohnten im Grünen, aber die große Stadt war leicht zu erreichen. Bei gutem Wetter fuhren wir mit dem Schiff bis Friedrichshagen zur S-Bahn, bei schlechtem nahmen wir den Bus. Damals konnte man noch ohne weiteres nach Westberlin, was immer ein kleines Erlebnis war. Als ich das erste Mal dort etwas in einer Drogerie einkaufte, blieb ich noch im Laden und sah mich eine Weile um, denn hier gab es alle die Markenartikel, die ich aus der Vorkriegszeit kannte: 4711 Kölnisch Wasser, Nivea Creme, Persil, Odol und viele andere mehr. Das weckte das Gefühl, daß wirklich wieder richtig Frieden sei. Im Osten bekam man diese Artikel nicht, entsprechende hatten fremde Namen. Auch roch es in den Lebensmittelgeschäften Westberlins so gut. Das kam durch den Kaffee, der in Ostberlin noch sehr knapp war. Natürlich war für uns alles teuer, denn unsere Ostmark war nicht viel wert.

Es ging uns nicht schlecht. Ernst bekam ein gutes Gehalt und sogar einen Dienstwagen, nachdem er den Führerschein gemacht hatte. Die Arbeit gefiel

ihm, nur politisch hatten wir Probleme. Als Hausfrau wurde man nicht behelligt, aber die Männer hatten jeden Monat mindestens eine Versammlung, in der sie politisch ausgerichtet wurden. Hans Günther wurde sogar bedrängt, Spitzeldienste zu leisten. Daraufhin setzten sich Familie Günther und auch Familie Zschau in den Westen ab. Zum Glück fanden sie einen Spediteur, der all ihr Hab und Gut unversehrt nach Westberlin brachte. Sie selbst flogen nach Westdeutschland, und die Männer wurden mit offenen Armen bei der Fernseh-GmbH in Darmstadt aufgenommen.

Das brachte große Unruhe in Adlershof. Zusätzlich wurde nach einiger Zeit gemunkelt, daß die Russen die Fernsehgruppe noch einmal haben wollten. Das bewirkte, daß wir uns nun auch darauf vorbereiteten, nach Westdeutschland zu fliehen. Die gleiche Absicht hatten Familie Legler, Familie Blasche und Herr Siegel.

Günthers hatten uns Bekannte in Westberlin genannt, wo wir Sachen hinbringen konnten. Nach und nach in Einkaufstaschen habe ich Kleidung und Wäsche hinüber gebracht. Das durfte immer nur wenig sein, da beim Übergang von Ost- nach Westberlin sehr oft kontrolliert wurde. Wir durften uns ja nicht verdächtig machen.

Ernst hatte in Westberlin Kontakt mit Amerikanern aufgenommen. Nun wurde es aufregend. Am 20. Juli 1952 sollten wir uns alle in einem Haus in Berlin-Nikolassee einfinden. Ernst nahm Urlaub. Die Kinder hatten Ferien. Gudrun gaben wir in ein Ferienlager, damit sie von der Packerei nichts mitbekam. Der Spediteur, der Günthers Sachen rausgeschafft hatte, sollte am 20. Juli aufladen, wenn wir selbst uns schon in Westberlin befanden. Am 19. holten wir Gudrun unter einem Vorwand aus dem Ferienlager und fuhren mit dem Dienstwagen nach Westberlin. Ernst brachte den Wagen zurück in den Osten und stellte ihn dort ab. Ich fuhr inzwischen mit der S-Bahn zum Potsdamer Platz und kaufte einen Koffer, damit wir unsere Sachen unterbringen konnten. Am nächsten Tag trafen wir alle in Nikolassee ein, wo die Amerikaner uns in einer schönen Villa unterbrachten. Sie war groß genug, daß wir alle bequem unterkommen konnten. Wir wurden voll gepflegt. Abends, wenn das Personal gegangen war, durften wir den Weinkeller nutzen, was wir reichlich getan haben. Vor allem am ersten Abend, da haben wir eine große Fete gestartet. Der Streß und die Angst, entdeckt zu werden, waren vorbei. Hurra, wir waren im Westen! Ich weiß nur noch, daß ich mit zwei Topfdeckeln nach

der Musik den Takt schlug und am nächsten Morgen einen fürchterlichen Kater hatte.

Wir wurden gebeten, das Grundstück nicht zu verlassen. Dazu hatten wir auch gar keine Lust, denn es ging uns dort wirklich sehr gut. Am 25. Juli wurden wir zum Flugplatz gebracht und flogen mit einer amerikanischen Militärmaschine über Bonn nach Frankfurt. Das war mein erster Flug, ich fand ihn wunderbar. Die Maschine flog nicht sehr hoch, so konnte man gut die Landschaft sehen.

In einer schönen Wohngegend bekamen wir in kleinen Frühstücks-pensionen Unterkunft. Die „Amis“ hatten uns nach Westdeutschland gebracht, nun kümmerten sie sich auch um uns. Sie wollten möglichst viele Informa-tionen über die Sowjetunion erhalten. Vor allem die Männer wurden ausgefragt. Wo haben wir gewohnt, haben wir Fabriken gesehen, wenn ja, wo und welche. Wie war die Stimmung unter der Bevölkerung, wie war die Versorgung. Die Männer wurden auch beruflich interviewt. Ernst hätten sie gerne nach USA geholt. Sie machten ihm ein traumhaftes Angebot, doch er wollte nicht wieder so weit von seinen Eltern weg. Man kann sich gar nicht vorstellen, wie anders unser Leben sonst verlaufen wäre.

Wir blieben zunächst für 2-3 Wochen in Frankfurt. Es war ein heißer Sommer, so besuchten wir fast täglich ein Schwimmbad. Auch im Taunus sind wir gewandert. Jeden Tag gingen wir zum Essen, wir bekamen ja reichlich Geld. Aber als wir erfuhren, daß wir alle unsere Sachen verloren hatten, fingen wir an zu sparen. Das war ein großer Schock. Nun standen wir da, nur mit den paar Koffern, die wir über Westberlin gerettet hatten. Erst später schrieb uns meine Haushaltshilfe in Hessenwinkel, wie sich alles abgespielt hatte: Als der Spediteur unsere Möbel und Kisten auflud, alarmierte unsere Nachbarin die Volkspolizei. Die fragte bei der Firma in Adlershof nach, ob Ernst bei der Arbeit sei. Als sich herausstellte, daß er und seine Kollegen Urlaub genommen hatten, wurde die ganze Fracht aller beteiligten Flüchtlinge beschlagnahmt. Wir mußten wieder ganz von vorne anfangen. Trotzdem waren wir froh, im Westen zu sein und haben diesen Schritt nie bereut.

Einmal sagte Gudrun mir abends vorm Schlafengehen: „Ach, Mutti, manchmal habe ich solche Sehnsucht nach meinem Puhz!“ (Das war ihr großer Teddy, den Herr Siegel ihr in Rußland geschenkt hatte). Die Tränen standen ihr in den Augen – und mir auch.



Zwei Kriege, Weltwirtschaftskrise, Hitler-Diktatur, fünf Jahre Zwangsaufenthalt in Russland, Flucht von Deutschland-Ost nach West; Annelies Jandt lässt den Leser teilhaben an ihrem Überlebensweg durch unruhige Zeiten. Sie zeigt, wie hilfreich Humor sein kann und der unbeirrte Blick auf das Jetzt mit seinen alltäglichen Anforderungen. Ein wertvoller Augenzeugenbericht.



Annelies Jandt, geboren 1916 in Dresden, lebt seit 1967 in Pinneberg. Nach dem Abitur 1936 mußte sie aus finanziellen Gründen auf das angestrebte Mathematikstudium verzichten und machte eine Lehre als Kaufmannsgehilfin. Nach ihrer Heirat 1940 arbeitete sie mit ihrem Mann im Labor der Fernseh-GmbH und kümmerte sich ab 1945 als Hausfrau um ihre beiden Kinder; von 1970 bis zum Tod ihres Mannes 1980 arbeitete sie als Sekretärin und Protokollantin beim Amtsgericht Pinneberg. Annelies Jandt ist dreifache Großmutter.



BODTM
Books on Demand

www.bod.de